



**Delegiertenversammlung Nds. LandFrauenverband Hannover e.V.
„Was zählt für Sie im Leben?“
20. Mai 2014**

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Frau Ministerin Rundt,
sehr geehrter Frau Vizepräsidentin Wörz,
sehr geehrter Herr Präsident Hilse,
sehr geehrte (nun darf ich es sagen) Frau Vorsitzende Otte-Kinast,
sehr geehrte Frau ehemalige Vorsitzende Scherb,
sehr geehrte Delegierte,

„Was ist ihre Leidenschaft, wofür brennen sie?“ ... Ich zögerte... „Für irgendwas müssen sie sich doch richtig begeistern und einsetzen, oder nicht?“ „Ja, also ich...“ .. „Ist ihnen denn gar nichts heilig?“, setzte er nach, ohne dass ich antworten konnte.

Fast zwanzig Jahre ist es her, dass ich so verlegen war. Ein Professor, der viele Bücher geschrieben hatte und den ich im Rahmen eines Praktikums kennen gelernt hatte, nahm mich ins Kreuzverhör. Ich habe diesen kleinen Dialog, der eigentlich gar keiner war, denn meine Antworten auf diese Fragen fehlten ja, nie vergessen. Und die beiden Fragen auch nicht: Was ist deine Leidenschaft und was ist dir heilig? Vielleicht finden sich in diesen beiden Fragen auch Ihre Frage wieder, die Sie mir gestellt haben: „Was zählt für sie im Leben, Herr Meister?“

Wer nach dem fragt was zählt, möchte nicht nur eine rationale Antwort. Der fragt nach dem Herzen. Und deshalb ist die erste Frage des Professors: „Was ist ihre Leidenschaft“ die schönste Testfrage nach dem, wofür ein Herz schlägt. So sprachlos wie ich damals war, nutze ich diese Frage heute selber gerne und frage andere: Wofür brennst du? Glücklicherweise kann man viele Leidenschaften haben. Und so wäre es für mich mit einer Antwort nicht getan. Meine größte Leidenschaft ist wahrscheinlich meine Familie. Meine Kinder, meine Frau.

Wenn dabei dann einer wie in einer alten Sparkassenwerbung seine Fotos auf den Tisch knallt: mein Haus, mein Boot, mein Auto, meine Pferde, und meint er zeige, wofür er brennt, der verwechselt Haben und Sein. Ich bin nicht, was ich besitze und vorzeigen kann, ich lebe aus meinen Hoffnungen und Sehnsüchten, auch und besonders aus meinem Glauben an Gott und der unverdienten Liebe anderer Menschen zu mir..

Bei der zweiten Frage, was ist dir heilig? wird es schon schwieriger. Manch einer würde jetzt wohl an die Nachtschublade gehen und eine kleine Schatulle hervorholen. Mit einer Brosche der Urgroßmutter, mit einem kleinen silbernen Kreuz, gerettet auf der Flucht, ein paar bunten, getuschten Kinderbildern von der Tochter, die viel zu früh gestorben ist. All das sind teure Erinnerungen an die Kostbarkeit des Lebens.



Ich erinnere mich noch gut, als ich das erste Mal etwas Heiliges entdeckte. Es lag im Nähkasten meiner Mutter. Beim Spielen hatten wir den Nähkasten aufgezogen. Fächerartig war er aufzuklappen aus dunklem Holz und dort ganz unten zwischen den Stoffresten, Hosengummis und den Dosen mit Knöpfen lag eine kleine Plastiktüte. Eine ganz alte, gräuliche, umwickelt mit einem Gummiband. Es wirkte geheimnisvoll. Doch wie Kinder sind zog die Neugier uns an. Aufmachen ging nicht. Ein bisschen pulen und schieben, zur Seite drücken. Der Inhalt war hart. Steinhart, aber für einen Stein oder ein Stück Eisen war es wiederum zu leicht.

Da der Nähkasten nicht zu den Tabuzonen in unserm Haus gehörte, ich also in erlaubten Regionen mich herumtrieb, brachte ich schließlich dieses komische Etwas in dünnem Plastik zu meiner Mutter. Sie nahm es, wir saßen als Kinder mit den Geschwistern zusammen am Küchentisch und meine Mutter wickelte aus. Es war schwarz und viereckig. Ein altes, ganz altes Stück Schwarzbrot.

Und dann erzählte meine Mutter. In kurzen Sätzen von einer Zeit, in der es kein Brot gab. Überhaupt nichts zu essen. Erzählte, dass Hunger weh tut, richtig weh tun kann. Und von Monaten, vielen Monaten, die sie im Krieg und auf der Flucht erlebt hatte, wo es immer wieder weh tat. Irgendwann später, ein paar Jahre danach hatte sie dieses Stück Brot als Kind eingewickelt, zur Seite genommen und aufbewahrt. Eine Erinnerung an Zeiten, die so furchtbar waren, dass wir Kinder keine Vorstellung davon bekommen konnten, Eine Erinnerung an verzweifelte Stunden, aussichtslose Tage, sie gemeinsam mit ihrer Mutter unterwegs von Pommern nach Westen.

Irgendwie hatten wir was verstanden. Als vor uns auf dem Küchentisch dieses schwarze, ungenießbare Brot lag und meine Mutter es wie etwas ganz kostbares zurück in die Plastikhülle einwickelte, vorsichtig das Gummiband darum spannte und wir es dann zurück in den Nähkasten legten. Ich glaube, es liegt immer noch dort. Dieses kleine Brot ist das erste Sakrament in meinem Leben gewesen. Und das erste Mal, dass ich merkte, wie etwas heilig werden kann, was ganz, ganz alltäglich, ja geradezu schäbig und für diese Welt eigentlich unbrauchbar geworden. Ich hab das natürlich als 8jähriger nicht gedeutet, aber vielleicht war es gerade deshalb so überzeugend für mich.

Natürlich habe ich bis heute, wie wohl jeder von uns, eine Schatzkiste. Ich meine diese kleinen Kästchen, irgendwo im Schreibtisch oder hinter Büchern im Schrank, in denen wir aufbewahren was uns im Leben, in bestimmten Lebensphasen aufbewahrungswürdig erschien, gegen jede Vernunft. Bei mir liegen in diesem Kästchen Bernsteine, als Kind von der Nordsee gesammelt, ganz kleine nur, ein getauschtes Pfadfinderabzeichen eines englischen Scoutboys, und vieles anderes nutzloses Zeug. Und ich würde diese Kiste sicher mit auf eine einsame Insel nehmen und lauter teures Gehabe, was ich besitze, gerne zurücklassen.

Aber jedes mal, wenn ein weltliches Ding, eine weltliche Wirklichkeit - ohne aufzuhören Welt zu sein- an eine andere, von ihr verschiedene Größe erinnert, dann wird es heilig. Es hört auf Sache zu sein und wird stattdessen zu einem Zeichen für etwas anderes.



In diesem Jahr denken wir an den Beginn des ersten Weltkrieges vor 100 Jahren, im nächsten Jahr an das Ende des zweiten Weltkrieges vor 70 Jahren. Zwei Weltkriege, die unser Land, unsere Städte und Dörfer, viele unserer Familien entscheidend geprägt und verändert haben. Was ist noch da an alten Fotos, an Werkzeug, das der Vater einmal genutzt hat, bevor er in den Krieg musste, an Briefen und Karten von denen, die nie wieder gekommen sind? Wir sind Kriegskinder und Kriegsenkel und diese Erinnerungen tragen mehr als nur die Gedanken an mehr als die Menschen, die wir vermissen. Sie tragen noch heute die Frage in unseren Alltag: Was zählt für uns im Leben? Welchen Ruf folgen wir? Welchen Mehrheitsmeinungen schließen wir uns an? Wie deuten wir die Zeichen der Zeit – der vergangenen und der heutigen Zeit?

Jedes Zeichen ist Zeichen von einer Sache oder einem Wert für jemanden. Als Sache kann sie völlig unbedeutend sein, so wie das Stück Schwarzbrot im Nähkasten, ungenießbar, steinhart. Als Zeichen aber kann sie einen unschätzbaren Wert haben. Diese Stückchen Brot war ein Zeichen der Bewahrung in schrecklichen Zeiten, ein Zeichen für lebenslange Dankbarkeit, die nicht immer sichtbar ist, manchmal so verborgen wie dieses Sakrament in der untersten Schublade des Nähkastens. Meine Mutter hatte kein Stück Brot aufbewahrt. Sie hatte ein Symbol, einen unbezahlbaren Schatz zwischen die Knöpfe und Häkelnadeln gelegt. Das Brot roch nicht mehr nach Brot, ja es sah auch eigentlich nicht mehr aus wie Brot, so grau gefärbt. Aber es gehörte ins Leben meiner Mutter.

Ist das etwas, was zählt für mich? Sicher! Ich glaube, diese Ausweitung des Sakramentsbegriffes führt in ein tieferes Verständnis unseres Lebens. Und vielleicht wird darin etwas zweites deutlich was mir ebenso teuer ist.

Denn dieses Sakrament erzählt eine Geschichte. Meist eine Geschichte großer Verwandlungen. Sakramentale Geschichten sind Erzählungen der Provokation. Das heißt im Wortsinn: Sie rufen uns heraus. Sie fordern uns. Denn es handelt sich um erzählende Dinge und Situationen, die Menschen in eine andere Wirklichkeit hinein nehmen. Eine Wirklichkeit, dass Hunger überwunden werden kann, dass in allem Leiden auch Bewahrung erlebt wurde. Für mich zählen die Verwandlungsgeschichten, weil sie von einer Welt erzählen, die anders ist. Wie sehen wir die: In der Hoffnung.

„Die Hoffnung führt uns ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben,
den Jüngling lockt ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben
denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Toren
im Innern kündigt es laut sich an
zu was Besserem sind wir geboren

und was die innere Stimme spricht
das täuscht die hoffende Seele nicht. F. Schiller

Ich will keine Theologie des Gedichtes von Friedrich Schiller vornehmen. Aber die Hoffnung geht mit dem Grab nicht verloren, sie ist noch dort gegenwärtig. „Unser ganzes Leben hindurch sind wir voll von Hoffnungen“ lässt Platon Sokrates im Philebos sagen.

Wir hoffen auf so vieles: auf Gesundheit („Hauptsache gesund“), auf ehrlichen Umgang miteinander, auf ein Zuhause und, und.

Die Hoffnung in der Bibel setzt einen klaren Akzent. Wenn Hoffnung auf Gott gesetzt wird, hat sie immer einen guten Klang und führt uns über diese Welt hinaus. Was zählt für mich ist ein knapper Satz aus der Bibel: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung gegenüber jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in Euch ist.“ 1. Petr. 3,15

Die Hoffnung erwirkt nicht im Schnellschritt eine neue Welt. Aber aus ihr leben wir unsere Zukunft im Glauben. Das Unmögliche zu glauben ist in Gefahr, zu einer Wunschliste zu werden. Die Hoffnung der Kirche ist nicht eine zusätzliche Moralgeschichte zum politischen Geschäft. Die Hoffnung währt über unsere Zeiten und alle Möglichkeiten. Das Reich Gottes wird im Lichte der Verheißung sichtbar, aber bleibt zugleich auch fern. Die Hoffnungsbilder sind fremde Zukunft, nicht zuerst eine ethische Wellness-Variante für das hier und jetzt. Warum ich das betone? Weil Zusammenhänge, die zu den biblischen Bildern der Hoffnung gehören verloren scheinen. Dazu gehört der Glaube an eine kommende Welt.

„Der Wunsch, das Leben möge ganz anders werden, möge zu seiner wirklichen Fülle kommen, führt uns nicht aus dieser Welt heraus, sondern in sie herein.“ (J.Ebach)

Die biblischen Hoffnungs-Bilder überschreiten den eigenen Lebenskontext. Die Kirche weiß, dass die Hoffnung weiter reicht, reichen muss, als mein eigenes Leben, meine Lebenszeit und -möglichkeiten. Das rückt die Dimensionen zurecht. Die biblischen Ansagen sind aktuell, aber nicht an den konkreten historischen Moment gebunden, sie sind persönlich zu nehmen, aber sie hängen nicht von mir ab. Das ist beruhigend. Denn der Mut, sein Leben in die Zukunft zu entwerfen, entspringt ja nicht der Garantie eines gesicherten, guten Endes. Das Leben bleibt fragmentarisch, geschändet, oftmals mittelmäßig. Doch es gilt zu handeln, als ob das Leben einen guten Ausgang nähme.

In diesem Handeln sind wir Menschen sind zutiefst trostbedürftige Wesen in vielerlei Bedrängnis. Täglich erleben wir diese Trostbewegung. Im Schrecken eines Unfalls, im Verlust von Freunden und Angehörigen, in Sorge um die Existenz des Hofes, in Szenarien der Bedrohung: wir suchen Trost. Trost sucht nur der Mensch. Und es ist das merkwürdige Erlebnis, dass zwar das Leiden bestehen bleibt, aber das Leiden am Leiden aufgehoben wird. (Georg Simmel).

Wir brauchen Trost im Angesicht des Unheils, des Abschieds, des Todes. Trost in einer Welt, in der die unerlöste Schöpfung sich sehnt und Erlösung erhofft. Wir brauchen Trost, weil es scheinbar keinen Grund für uns gibt, zu sein. Wir sind Wesen, die sich ihres Grundes ständig vergewissern wollen. Die unerträglich großen Fragen ertragen zu müssen, macht uns zu trostbedürftigen Wesen. Die Antwort des Glaubens darauf ist Trost.

Trost trifft nicht das Leiden, sondern unsere Empfindung des Leidens in der tiefsten Seele. Der Trost ist darin eine Bewegung, die es erlaubt, sich von der Wirklichkeit zu distanzieren. Er beschreibt eine Wirklichkeit, von der es nur eine leise Ahnung gibt, ja, die vielleicht völlig unsichtbar bleibt. Objektiv wird nichts verändert, wenn getröstet wird. Aber wir können uns von der Welt und der Leidenserfahrung distanzieren. Sie wirkt gegen das Trauma. „Nur die Religion tröstet uns über dieses Grauen, ohne es auszumerzen... Indem uns die Religion zeitweilig aus der Welt heraushebt, befreit sie uns vom Gegenstand des Grauens.“ (Cioran)

Die Kirche ist vielleicht die größte Trösterin unserer Kultur. Sie ist es in den Städten und sie ist es in den Dörfern. Deshalb müssen wir nicht nur die Familien in den Dörfern halten, sondern auch die Kirchen. Und sie macht es im Gestus der Empathie. Der innersten Beteiligung, weil ihr Auftrag selbst ein Auftrag aus einer Leidensgeschichte ist. Vielleicht werden einige von ihnen eine solche Haltung als abseitig abtun. Wir sollen die Welt verändern, nicht trösten! Trost ist nicht revolutionär.

Trost braucht eine aufmerksame Weltwahrnehmung. Sie braucht ein Sensorium für Leidszenarien der Welt. Einen religiösen Instinkt für den Schmerz. Das wird uns zugetraut. Und Trost braucht zweitens konkrete Nähe. „Wir sind nah dran, wir müssen versuchen es zu bleiben“. Vieles im Handeln der Kirche zeigt ihre Leidenschaft für die tröstende Nähe zu den Menschen. Ob der Aufbau der Notfallseelsorge in den letzten Jahrzehnten oder unsere klare Haltung im Seelsorgegeheimnis: Die Kirche muss den Auftrag des Trostes weiterhin Ernst nehmen.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung gegenüber jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in Euch ist.“ Redet die Kirche von dieser Hoffnung? Die Tröstungen speisen unsere Hoffnungen, Hoffnungen stärken unseren Trost. („Die Hoffnung des Gottlosen ist wie man einen vergisst, der nur einen Tag lang Gast gewesen ist“. Weisheit Salomos 5,15)

Das waren zwei Gebärden der Kirche. Gesten der intimen Nähe zum Schmerz der Welt und Bilder der Weite in eine Welt, die uns bevorsteht. Aber es sind Bewegungen, in denen wir als Christinnen und Christen umfassen bleiben werden. Die Kirche als Volk Gottes bleibt unterwegs. Und deshalb sind es Beschreibungen auf der Wanderkarte. Vor allem aber sind es beides Wege zum Aufbruch. Ein Aufbruch in die Nähe zum Leiden und ein Aufbruch in den weiten Raum der Hoffnung.

In diesem Aufbruch verbindet sich die Welt, in der wir leben, mit der Welt, die kommen wird. Johannes Rau schreibt einmal: „Und sagt ihnen zu guter Letzt, dass die stete Bereitschaft zum



Aufbruch die einzige Form ist, die unsere Existenz zwischen dem Leben hier und dem Leben dort wirklich ernst nimmt“

Und, natürlich, mir ist Gott selbst heilig. Das ist ein bisschen wie mit der Schatulle in der Nachtschublade. Ich könnte dazu endlos erzählen. Geschichten aus der Bibel und aus meinem eigenen Leben.

Zwanzig Jahre nach der Fragestunde des Professors habe ich Antworten gefunden.